

Nr. 42. Posen, den 20. Oktober. 1895.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

I.

Herr Obermeister Moritz Horn rüstete sich mit etwas umständlicher Würde und Grandezza zum Ausgehen.

„Aber Moritz" sagte seine Frau erstaunt, „Du wirst doch nicht etwa jetzt ausgehen, wo Max jeden Augenblick ankommen kann. Was soll denn der arme Junge denken, wenn er Niemand zu Hause antrifft?"

„Hat sich mein Herr Sohn während seiner — hm — sogenannten Studien in Heidelberg etwa darum gekümmert, was ich mir von ihm denke?" fragte Herr Horn stolz zurück.

„Aber Hörnchen", redete seine Frau ihm begütigend zu, „es ist doch immer unser Junge."

Dieses „Hörnchen" war der Anfang allen Unglücks. Es war ja richtig, daß ihn seine Frau während seiner etwa dreißigjährigen Ehe immer so genannt hatte; das „Hörnchen" war traditionell, und gerade deshalb war vernünftigerweise nichts direkt dagegen zu thun; aber Herr Horn fühlte mit stolzem Bewußtsein, daß er in diesen dreißig Jahren so zu sagen ein Mann geworden war, ein reicher Mann, ein angesehener, in Amt und Würden befindlicher Mann, dem vielleicht noch Großes bevorstand, und er wollte deshalb kein „Hörnchen" mehr sein.

„Meine Liebe", sagte er, indem er mit anscheinend gleichgiltiger Ruhe seine Handschuhe anzog, „Du weißt, daß ich schon mehrfach — hm — bedauert habe, bei Dir eine totale Verständnißlosigkeit von Schliff und Takt, wie ihn die neuere Zeit nun einmal unbedingt fordert, anzutreffen. Max hat sich in Heidelberg ungebührlich aufgeführt — —"

„Aber lieber — —"

„Ungebührlich aufgeführt", fuhr Herr Horn unerbittlich und mit erhobener Stimme fort, „und in Folge dessen nicht nur einen herzlichen, sondern überhaupt jeden Empfang meinerseits verwirkt. Ich will nicht auf die — hm — empörenden Einzelheiten zurückkommen, die man sich selbst hier im Orte von ihm erzählt, sondern, ich will nur daran erinnern, daß er sich mit seinen — hm — rücksichtslosen Witzeleien —"

„Aber Moritz, wo er doch heute zurückkommt — —"

„Seinen und meinen Namen in Unehre gebracht hat," fuhr Herr Horn mit immer steigender Redeenergie fort. „Damit hat mein Herr Sohn nicht nur das große und herzliche Interesse, das ich im Anfang seiner — hm — Carrière entgegengebracht habe, verwirkt, sondern er hat sich auch meine — hm — Verachtung und meinen Zorn zugezogen. Theils deshalb, theils einer wichtigen Sitzung im Innungsausschuß wegen wird mich also mein Sohn heute nicht sehen. Adieu."

Damit schritt Herr Moritz Horn mit der einem Innungsobermeister entsprechenden Respektabilität zum Zimmer und gleich darauf auch zum Hause hinaus.

Frau Horn, eine rundliche Frau mit außerordentlich gutmüthigen und gemüthlichen Zügen sah ihm nach und seufzte dann tief auf. Was war aus dem Manne geworden, seit er Innungsobermeister war! Früher der herzlichste Gatte und für seine Familie die Liebe selbst, war er jetzt mit einer wahren Wuth auf's Redenhalten verfallen. Schon wenn sie sein — Hm! hörte, dann wußte sie, daß in ihm weder Verstand noch Herz zur Geltung kam, sondern nur die Grammatik, die ihm allerdings voll und ganz zu schaffen machte. Frau Horn hatte ja in den dreißig Jahren ihrer Ehe Vieles über sich hingehen lassen müssen! Sie waren Beide arm gewesen, und an der Noth des Lebens hatte es nicht gefehlt. Aber nichts war ihr so bitter, so unglücklich erschienen, als wenn sie sehen mußte, wie ihre Häuslichkeit, ihre Familie als Versuchsobjekt eines angehenden Redners gelten mußte, wie die alte herzliche Vertraulichkeit seiner gedrechselten, großspurigen Vornehmthuerei einem geist- und gemüthlosen Phrasentratsch verfiel. Womit hatte sie das verdient? Womit hatte sie verdient, daß ihre eigene Tochter, ihr eigenes Kind dem alten Herkommen mit verächtlichem Nasenrümpfen entgegen kam, Alles besser wußte und einen Geschmack entwickelte, der mit nichts, was alt und bewährt war, übereinstimmte? Sie konnte sich in die angeblich neue Zeit, die jetzt angebrochen war, als Hörnchen Innungsobermeister geworden, nicht finden. Wie, wenn nun Max auf der Universität auch den alten Ton vergessen hatte? Wenn er, statt seiner Mutter einen ordentlichen Willkommenskuß zu geben, nur ein „Gestatten Sie" oder ein „Verzeihen Sie", „Haben Sie die Güte" über die Lippen brachte? Dann stand sie ganz allein mit ihrem vollen Herzen, mit ihrem reichen Gemüth, wie ein altes Möbel, reif für die Rumpelkammer. Und es war doch immer so gut gegangen, in der alten Zeit. Wer weiß, ob sie mit einem modernen Geschmack über so viel Noth und Sorge des Lebens hinweggekommen wäre, denn das Leben war gar lange gewesen. Und nun sollte das alte Herz auf einmal nichts mehr taugen?

Ein Wagen rasselte vor das Haus, und Frau Horn stieß einen lebhaften Freudenruf aus. Sie eilte, was sie die Füße tragen konnten, hinaus, und im Garten, der vor dem Hause war, kam ihr raschen, elastischen Schrittes ein junger Mann mit freudeblitzenden Augen entgegen, der sie lebhaft in die Arme schloß.

„Mutter, Mutter!" rief er, und seine Stimme zitterte leicht.

Frau Horn sagte gar nichts, sie konnte nicht. Sie küßte ihren Sohn, besah ihn, freute sich über sein stattliches, etwas gebräuntes Antlitz, in dem ein junger Schnurrbart seine ersten Wucherungen trieb, und küßte ihn wieder.

„Wo ist der Vater?"

„Komm nur herein, Max, Deine Stube ist hergerichtet. Du wirst müde und hungrig sein. Nicht? Komm, Max."

„Und wo ist Dore?"

„Deine Schwester ist zum Kaffeekränzchen bei der Räthin Senf."

„Zum Kaffeekränzchen? Das hatte wohl nicht Zeit bis morgen?"

Frau Horn unterdrückte einen kleinen Seufzer.

„Na, Du weißt ja, Max —"

„Hm, ich weiß wohl. Statt mit Glacéhandschuhen und pomadisirt den angenehmen Schwerenöther zu machen und ihnen als Paradepferd zu dienen, bin ich auf meine Weise selig geworden. Sie haben mich auf den Strich, Mutter, nicht wahr? Auch der Vater?"

Frau Horn sagte nichts, aber ihr Mutterherz schwoll vor freudigem Stolz. Sie führte ihn in das Haus, schaffte Essen und Trinken herbei, und war entzückt darüber, wie es ihrem Sohne schmeckte.

„Hast Du Hunger, Max?"

„Ich habe immer Hunger, Mutter, aber sage doch endlich — auch der Vater?"

„Nun", antwortete Frau Horn zögernd, „Du hast's wohl auch ein wenig arg getrieben — in Heidelberg meine ich —"

„Liebe Mutter", sagte der junge Mann lachend, „Du weißt doch, daß Adam sogar im Paradies ein Sünder wurde, wie willst Du nun, daß Dein Sohn in dem sündigen Heidelberg ein Gerechter bleibe?"

Dabei funkelten seine Augen so jugendfreudig und lebenslustig, daß sogar seine Mutter trotz aller Mühe, die sie sich aufrichtig gab, ein kleines Lächeln nicht unterdrücken konnte. Aber sie wurde sofort wieder ernst.

„Ja, Max, aber Du weißt doch, wie die Welt geht und noch dazu heutzutage. Alle Welt urtheilt nach Dem, was man ohne Weiteres sieht. Deshalb ertheilen sich die Menschen allerlei Würden und äußere Abzeichen oder Aemter untereinander, wonach sie dann abgeschätzt werden. Der Vater hätte es nun sehr gern gehabt, wenn Du seinem Namen mehr Ehre gemacht hättest, wenn Dir auch etwas ertheilt worden wäre —"

„Aber zum Henker, ich kann doch im sechsten Semester nicht Geheimrath werden. Was wurde denn meinem Vater im sechsten Semester seiner Laufbahn ertheilt? Ein Schornsteinfegerbesen!"

„Um Gottes willen, Max rede nicht davon, der Vater will durchaus nicht, daß man von seinem früheren Handwerk rede."

„Unsinn! Sein früheres Handwerk ist ein ehrliches, und er ist dadurch zum wohlhabenden und geachteten Mann geworden. Er ist undankbar, sich jetzt seiner zu schämen."

„Ja doch, aber sage es ihm nur nicht. Mir hat er einmal in einer vertrauten Stunde gesagt, sein Handwerk sei der schwarze Punkt in seinem Leben, den er mit aller Macht und Kraft durch ein neues, würdigeres Leben auslöschen müsse. Deshalb macht er all' die schrecklichen Redeübungen, deshalb mußtest Du durchaus studiren und deshalb kann es jetzt in unserem Hause nicht vornehm, nicht stilvoll, nicht zeitgemäß genug hergehen. Ach, Max, wenn Du auch etwas bekommen könntest, einen Titel, einen Orden — —"

„Ich armer Kerl — —"

„Der Vater würde Dir um den Hals fallen. Sieh, da ist der junge Herr Saegebühl, ein Mensch, den ich nicht ausstehen kann und der sich Adolar nennt, wo er doch Adolf heißt. Er ist Aktuar geworden und sogar Sekretär im Verein zur Verbesserung der Hundehalsbänder. Sieh, Max, das ist nun der Mann Deines Vaters, der ist zeitgemäß und ich fürchte, ich fürchte, ich werde noch schlimme Tage mit ihm erleben."

„Wieso denn?"

„Nun, er macht der Dore so schrecklich den Hof."

„Der Saegebühl? Warum nicht gar. Dore ist doch ein vernünftiges Mädchen."

„Ja, das war sie früher, Max, früher! Aber jetzt — Ach Du lieber Gott, sie sieht nur noch an, was — Chic hat und Herr Saegemühl hat Chic."

„Aber auch weiter nichts."

„Darum kümmert sich weder Dore noch Dein Vater. Das Zeitgemäße ist ihnen die Hauptsache."

„Das wollen wir doch erst einmal sehen."

„Ach Max, Du glaubst nicht, wie schlecht sie Alle auf Dich zu sprechen sind. Ja, wenn Du auch etwas geworden wärest, ein Doktor oder dergleichen, oder wenn Dir etwas ertheilt worden wäre, dann könntest Du etwas ausrichten, aber so — —"

„Nun, wenn's an weiter nichts liegt, Mutter, so soll Dore schon auf mich hören! Mir ist auch etwas ertheilt worden."

„So? so, Max? Und was denn?" fragte Frau Horn begierig.

„Aber daß es unter uns bleibt, Mutter."

„Warum denn? Alle müssen es wissen, in die Zeitung muß es, wenn mein Sohn etwas geworden ist."

„Nein, Mutter, es muß strengstes Geheimniß bleiben. Du mußt mir's versprechen. Ich bin nicht von Denen, die es in alle Winde schreien, wenn ihnen einmal eine Auszeichnung widerfahren ist, und wie eine Henne gackern, wenn sie ein Ei gelegt hat."

Es kam der Frau Horn hart an, tiefes Schweigen in dieser Sache zu geloben, aber um endlich zu erfahren, um was es sich handle, sagte sie doch zu.

„Nun also, Max, was hat man denn Dir ertheilt?"

„Das consilium abeundi, Mutter", sagte der junge Mann lachend.

„Das — — was? Was ist denn das, Max?"

„Das — das ist so eine Art studentische Geheimrathswürde."

„Geheimrathswürde! Das muß in's Tageblatt!"

„Mutter, Du hast mir versprochen —"

„Aber Max, denke doch, ganz Dinglingen wird stolz auf Dich sein."

„Ich will's nicht, Mutter. Es soll's Niemand wissen. Dir habe ich die Freude nicht verkümmern wollen und Dir habe ich's gesagt; aber alle Anderen gehen mich nichts an und sie brauchen's nicht zu wissen. Außerdem — — nützt mir die neue Würde gar nichts, denn — — ich werde nicht wieder auf die Universität zurückgehen."

Seine Mutter riß erschrocken die Augen auf.

„Nicht wieder —" stammelte sie, wie aus allen Himmeln gestürzt. Daß ihr Max einmal ein berühmter Mann werden würde, stand für sie ja außer allem Zweifel, und da sie dazu die Universität für den passendsten Weg hielt, so verursachte ihr die Mittheilung ihres Sohnes einen jähen Schreck.

„Nein, Mutter", fuhr der junge Mann bestimmt fort, „ich gehe nicht wieder an die Universität zurück. Es war ein Unsinn, gerade mich zum theologischen Studium zu pressen. Ich wüßte nicht in der ganzen Welt, was mir weniger zusagte, wofür ich weniger geeignet wäre. Es konnte wahrhaftig nur einem eingebildeten Schornsteinfeger einfallen, aus mir einen Pastor machen zu wollen."

„Um Gotteswillen, Max."

„Höre nur zu, der Vater ist ja jetzt nicht da. Er hört's ja nicht. Ich bin jetzt vierundzwanzig Jahr, für einen Mann die höchste Zeit, ins Leben einzugreifen, und zu zeigen, was er bieten kann. Dazu habe ich mich entschlossen."

„Ja, aber was soll dann nur aus Dir werden?" fragte Frau Horn ängstlich, und mit Thränen in den Augen.

„Ein Bauer soll aus mir werden, Mutter, und ein tüchtiger Bauer, wenn Gott will."

„Ach, Du großer Gott", jammerte seine Mutter erschrocken, „das ist Deines Vaters Tod, Max. Ein Bauer? Es giebt ja nichts Elenderes und Verächtlicheres für Deinen Vater, als ein Bauer."

„Sei nur ruhig, Mutter. Wir sagen ihm, ich würde Oekonomierath und die Sache ist gut."

„Oekonomierath?"

„Jawohl. Ich habe schon von Heidelberg an Vetter Alex geschrieben. Er hat mir auch geantwortet. Er ist ganz entzückt von meiner Idee und schreibt mir, ich solle nur sobald als möglich zu ihm nach Doberan kommen. In einem Jahr will er mich zu einem flotten Verwalter machen."

„Aber Max, ich weiß doch nicht — —"

„Aber ich, Mutter! Ich weiß jetzt, daß sich's um meine Zukunft handelt. Ich will ein tüchtiger brauchbarer Mensch

werden — weiß, was dazu nöthig ist. Also gieb Dich zufrieden, die Sache ist abgemacht. Bisher mußte ich wohl oder übel den Wünschen des Vaters nachgeben, aber nun denke ich selber, und ich denke, daß ich vielleicht ein schlechter Pastor geworden wäre, jedenfalls aber ein guter Bauer —"

„Max —" unterbrach sie ihn.

„Ein guter Oekonomierath, wollte ich sagen, werde."

Seiner Mutter gegenüber kam der junge Student mit seiner Entschiedenheit sehr gut durch, ob sie ihm aber auch seinem Vater gegenüber etwas helfen würde, stand noch sehr dahin. Wenngleich er diesmal fest entschlossen war, seinen Kopf aufzusetzen, so wußte er doch, daß auch sein Vater einen harten Kopf hatte, so daß er noch gar nicht sicher war, schließlich nicht doch wieder nach Heidelberg zurückgedrängt zu werden.

„Da kommt Dore," sagte Max plötzlich, rasch aufstehend.

„Ich bitte Dich, lieber Max, sage Doris zu ihr."

„Nanu! Sie war doch immer die Dore?"

„Ja, aber seit der Vater Innungsobermeister geworden ist, ist sie Doris, Doris Horn. Mein Gott," seufzte Frau Horn, „das ist nun einmal nicht anders. Wir müssen uns daran gewöhnen."

„Und Saegebühl ist auch dabei. Lieber Himmel, was ist denn aus dem Menschen geworden? Sieht er nicht aus wie ein rechter fader Gigerl?"

„Ich bitte Dich, lieber Max, sage Herr Aktuar oder Herr Sekretär, Du hast die Wahl. Herr Saegebühl nimmt es furchtbar übel, wenn man seine Titel wegläßt."

„Aber Mutter, wir sind ja Schulkameraden und waren sogar bis vor drei Jahren Duzfreunde."

Weitere Erörterungen wurden durch das Eintreten der Betreffenden abgeschnitten. Max lief lebhaft auf seine hübsche Schwester zu und drückte ihr, ohne sonderlich auf ihren neuen Hut zu achten, einen herzhaften Kuß auf.

„Wie geht's Dore" — er brachte trotz der Mahnung seiner Mutter das Doris nicht heraus — „hast mich so rasch wohl nicht erwartet?"

Fräulein Doris Horn war im Ganzen ein recht hübsches rundliches und sehr lebhaftes Mädchen von etwa neunzehn Jahren im Besonderen aber eine junge Dame von sehr strenger, moderner Bildung. Im ersten Augenblick wollte sie die unschickliche, stürmische Begrüßung ihres Bruders, die um so unschicklicher war, als der Herr Aktuar Saegebühl zugegen war, mit gebührender Entrüstung zurückweisen, aber im Zweifel darüber, ob das nicht etwa zu schroff ausgesehen haben würde, begnügte sie sich, etwas ironisch zu sagen:

„Man sollte wirklich glauben, Du kämst von einem Bauernhof, aber nicht von einer Universität."

Dabei blies sie in eigenthümlicher Weise vornehm vor sich hin und setzte den schwer mißachteten Hut — ein Berliner Kunstwerk — vorsichtig ab. Da sie nun wirklich ein hübsches Mädchen von natürlicher Grazie war, so stand ihr das nicht übel und ihr Bruder begnügte sich deshalb daran, laut aufzulachen und eine zweite spaßhafte Attacke zu machen, die sie aber siegreich abschlug.

„Und Du, was machst Du Guter, Herr Aktuar?" wandte sich Max zu Herrn Saegebühl.

Das klang, als ob sich der Student über den Titel hätte lustig machen wollen! Herr Saegebühl war empört und wollte sich schon mit einer steifen Verbeugung über das unliebsame Rencontre hinweghelfen. Aber das ging denn doch nicht. Herr Saegebühl war — besonderer Umstände halber — veranlaßt sich gerade in der Horn'schen Familie keinen Feind, auch nicht den geringsten, zu machen und unbedingt den Liebenswürdigen zu spielen. Waren erst einmal die nöthigen Auseinandersetzungen bezüglich seiner Verlobung und Hochzeit mit Fräulein Doris erfolgt, so hatte er ja natürlich keine Veranlassung mehr, gewissen peinlichen Auftritten vorzubeugen, bis dahin aber hatte er mehr klug als vornehm zu sein.

Er setzte also zur Feier des Augenblicks das Monocle ab und sagte:

„Lieber Max, ich bin erfreut, Dich wohl und gesund zu sehen."

„Na, das ist doch etwas," antwortete ihm der junge Student und schüttelte ihm mit aufrichtiger, biederer Vertraulichkeit die Hand.

II.

Doberan war eine große Herrschaft und schloß mit seinen Liegenschaften, vorzüglich mit seinen herrlichen Tannen- und Fichten-Waldungen nahezu die ganze Stadt Dinglingen ein. Außerdem gehörten noch zu Doberan die Vorwerke Ellingen, Holbach und Erlenhorst. Die Herrschaft gehörte einer jungen Dame von kaum zwanzig Jahren, die Corinna von Fahlen hieß. Sie war nur selten in Doberan; in den zwei Jahren, die sie jetzt Besitzerin war, hatte sie kaum sechs Wochen hier gewohnt und das auch nur, weil sie mit dem Pächter von Doberan, dem Amtmann Alexander Lassen, unaufschiebbare Verhandlungen zu führen hatte, die sich nicht anders als persönlich erledigen ließen. Man sagte vielfach, Fräulein von Fahlen sei kränklich und halte sich deshalb, wie seiner Zeit ihr verstorbener Vetter Rollenhagen, von dem sie die Herrschaft geerbt, meistentheils im Süden auf. Wer Schloß Doberan kannte, dem that es unwillkürlich in der Seele leid, die wunderhübsche Einrichtung, die weitläufigen Säle und Hallen, die aussichtsreichen, fast um das ganze Herrenhaus laufenden Säulenkorridore und vor Allem den prächtig angelegten Park mit dem schönen Wildstand so verwaist zu sehen — kurz, kein Mensch begriff, warum sich Fräulein von Fahlen nicht verheirathete und auf Doberan niederließ.

Unter diesen Umständen machte es unter den zahlreichen Angestellten auf Doberan und auch in der Stadt Dinglingen selbst erhebliches Aufsehen, daß Fräulein von Fahlen plötzlich, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hatte, auf ihrem Schloß eintraf. Aus dem großen Gepäck, das ihr folgte, schloß man auf einen beabsichtigten längeren Aufenthalt, wenngleich der Winter vor der Thüre stand. Herr Amtmann Lassen beeilte sich selbstverständlich, sich der Herrin von Doberan zur Verfügung zu stellen und nach ihren Befehlen zu fragen. Er wurde auch sofort vorgelassen und fand die junge Dame, offenbar etwas erschöpft und angestrengt von der Reise, in einen blaßrothen, seidenen Schlafrock gehüllt auf einer Chaiselongue ihres Salons.

„Mein lieber Herr Lassen", nahm sie ohne Weiteres mit ihrer wohlklingenden und eigenthümlich anheimelnden Stimme das Wort, „es ist mir schwer in die Seele gefallen, daß ich bisher wohl in der Lage war, die Rechte der Herrschaft Doberan in Besitz zu nehmen, ohne mich um deren Pflichten kümmern zu können. Das soll aber nun geschehen."

Herr Lassen war ganz überrascht. Er sagte nichts, sondern machte nur eine stumme Verbeugung, und Fräulein von Fahlen fuhr in ihrer ruhigen Auseinandersetzung fort:

„Es wird nöthig sein, daß ich mit den hier in Frage kommenden Persönlichkeiten direkt in Berührung komme, und ich möchte Sie bitten, Herr Lassen, mir zu diesem Zweck geeignete Vorschläge zu machen."

Herr Lassen war wie aus den Wolken gefallen. Der Gedanke lag ihm nahe, daß sich hinter diesen philantropischen Paraphrasen irgend ein weiblicher Kniff, eine versteckte Absicht verberge, und er strengte seinen Geist an, um diese zu errathen. Er glaubte vorläufig an ihre allgemeine Menschenliebe nicht. Dieser Standpunkt war ihm für eine junge Dame zu neu.

„Es handelt sich zunächst darum," fuhr Fräulein von Fahlen fort, als sie Herrn Lassens nachdenkliches Schweigen bemerkte, „daß ich die Ortsvorstände der Herrschaft Doberan, die Regierungsbeamten und sonstige einflußreiche Persönlichkeiten selbst kennen lerne, um an ihrem Wirken und Trachten, soviel ich vermag, theilnehmen zu können. Verstehen Sie mich, Herr Lassen?"

„Zu dienen, gnädiges Fräulein," antwortete Herr Lassen endlich langsam, „und ich glaube, Ihnen zu diesem Behufe vorschlagen zu dürfen, eine Jagd zu veranstalten, die bei dem reichen Wildstand in Doberan ohnehin nothwendig ist. Ich weiß nicht, ob es Ihnen, gnädiges Fräulein, vielleicht genehm ist, als äußere Veranlassung Ihren in den nächsten Tagen bevorstehenden Geburtstag zu benutzen — —"

„Gewiß ist mir das angenehm, Herr Amtmann. Sie wollen also das Weitere in der Sache veranlassen."

Damit erhob sich Fräulein von Fahlen. Bei aller artigen Freundlichkeit und wohlthuenden Innerlichkeit lag eine gewisse vornehme Bestimmtheit und strenge Entschiedenheit in der Art der jungen Dame. Herr Lassen fühlte auf der Stelle, daß damit die Unterredung zu Ende war. Er erhob sich gleichfalls und verließ mit einer stummen Verbeugung das Zimmer.

Herr Lassen war noch ein junger Mann, galt aber trotzdem für einen tüchtigen Landwirth, und da er unverheirathet war, so wäre es ganz unerklärlich gewesen, wenn Niemand auf eine gewisse Kombination zwischen der Herrin auf Doberan und dem Amtmann verfallen wäre. Aber Herr Lassen war nicht nur ein praktischer Bauer, sondern auch ein nüchterner, verständiger Mensch, der solchen Anzapfungen mit der Antwort begegnete: Nur Kinder und Narren greifen nach den Sternen. Er wollte damit sagen, daß eine solche Kombination zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Als er jetzt aus dem Herrenhause kam und im Begriff war, über den geräumigen Gutshof hinwegzuschreiten, blieb er plötzlich lachend stehen und besah sich behaglich eine kleine Gruppe, die auf dem Hof stand. Es war der alte Jochen, das taube, etwas altersschwache Faktotum auf Doberan, und sein Vetter Max Horn; der letztere bemühte sich in so aufregender Weise, von dem alten tauben Mann den Aufenthalt des Amtmanns zu erfahren, daß Herr Lassen unwillkürlich lachen mußte. Der junge Student war ganz roth vom Schreien geworden, während ihn Jochen mit größter Seelenruhe in seiner duseligen Art ansah, wahrscheinlich neugierig darauf, ob der junge Herr vor ihm von dem Schreien platzen, oder ob er bei Zeiten damit aufhören würde. Vorläufig war noch keines von Beiden der Fall, und langsam schritt der Amtmann näher.

„Aber, lieber Mann, hören Sie denn nicht, was ich sage!" ereiferte sich Max. Jochen glaubte nun auch etwas sagen zu müssen und antwortete:

„Ja, ja, es ist ein weiter Weg."

„Herr meines Lebens!" schrie der Andere wieder ungeduldig, „es handelt sich ja gar nicht um den Weg, den ich gemacht habe, sondern darum, wo ich Herrn Lassen finden kann. Herrn Lassen!" schrie er ihm ins Ohr, „Lassen!"

„Weiter als eine Stunde", sagte Jochen kopfnickend.

Hoffnungslos wandte sich der junge Mann jetzt ab und wurde dadurch des Amtsmanns ansichtig.

„Ach, da bist Du ja, Alex!" rief er von Weitem. „Und Du siehst ruhig zu, wie ich mich hier mit dem Alten abmühe? Der ist ja so taub wie ein Stein."

„Das sieht blos so aus."

„Wie?"

„Paß mal auf, Jochen!" rief dann der Amtmann nach einer kleinen Pause, worauf sich der Alte langsam umdrehte und Herrn Lassen ruhig ansah.

„Es ist kein Langstroh mehr da. Hansen soll mit den Fuchsstuten nach Erlenhorst fahren und eine derbe Fuhre holen. Verstanden?"

„Ja, Herr Amtmann, ja," antwortete Jochen zur großen Ueberraschung des Herrn Horn.

„Aber nicht solch' kurzen, nassen Mist, den haben wir selbst, sondern schönes trockenes Langstroh. Etwa zwei Schock. Verstanden?"

„Ja, ja, Herr Amtmann, ja!" sagte Jochen ruhig und humpelte langsam davon.

„Siehst Du, Max, wenn die Welt nicht unterdessen untergeht, so steht mein Langstroh heute Abend auf dem Hof."

„Aber ich bitte Dich, wie kommt der Mann dazu, mich nicht zu verstehen," sagte Max ziemlich erbost, „ich bin doch kein Chinese."

„Das weiß ich nicht, Max, das ist sein Geheimniß. Ich weiß nur, daß der alte Jochen seit den etwa zehn Jahren, die ich ihn kenne, nie anders war und voraussichtlich auch nie anders werden wird. Ich weiß auch nicht, ob er wirklich nicht hört und mir am Munde abliest, was ich sage, oder ob er nicht etwa gerade so gut hört wie ich und Du. Er macht eben mit seinen Ohren was er will, und da die Ohren ihm gehören, so hat er ein Recht dazu."

„Aber erlaube mal —"

„Max, der alte Jochen wird nächstes Frühjahr zweiundneunzig Jahre, und ich habe auf dem ganzen Hof keinen zuverläßigeren Menschen als ihn. Wie mancher mit seinen gesunden Sinnen kommt nicht so weit wie er — mögen es nun fünf oder vier sein. Soll ich ihm also Vorschriften machen, wie er seine Sinne brauchen muß?"

„Es giebt nichts Merkwürdigeres in der Welt, wie das Leben," sagte Max bedenklich. „Der Eine wird mit vier Sinnen zweiundneunzig Jahre und der Andere mit fünf gesunden Sinnen möchte mit dem Kopf gegen die Wand rennen."

„Aber, lieber Freund, ich kenne Dich nicht mehr," rief Herr Lassen mit komischem Pathos; „wie kommst Du mit Deinen vierundzwanzig Jahren dazu, Trübsal zu blasen? Weißt Du nicht, daß wir uns Alle mit fünf Sinnen in dieser Welt begnügen müssen? Glaubst Du, der liebe Gott wird Dir zu Liebe für Dich speziell einen sechsten schaffen?"

„Ich hätte ihn sehr nöthig, denn so geht's nicht."

„Ich verstehe Dich nicht."

„So höre mir nur zu, Alex, und Du wirst mich begreifen. Ich finde die Welt unausstehlich; mit meinen, wie ich hoffe, gesunden, geraden fünf Sinnen finde ich, daß sie von Tag zu Tag schäbiger, abgelebter, kälter, herzloser wird. Ich finde daß sich in Ton und Situation unserer Gesellschaft, unseres Volkes, eine gewisse krankhafte Hyperkultur, eine tolle, dünkelhafte Verschrobenheit, ein blinder Egoismus breit macht, der der Entwickelung von Herz und Geist des Menschen diametral entgegentritt."

„Thu' mir den Gefallen, Max, und laß die Redensarten. Komme schlecht und recht auf Deinen Fall zu sprechen und ich werde mir Mühe geben, Dich zu verstehen. Wenn Du aber so fortfährst, wie Du eben anfingst, so wette ich, daß ich in einer Viertelstunde verrückt bin, oder wenigstens melancholisirt, was schließlich doch dasselbe ist."

„Gut. Also Du weißt, daß ich so gut wie relegirt bin — —"

„Ich weiß es. Es ist das auch nach meiner Ansicht kein großes Wunder. Nimm mir's nicht übel, Max, aber wenn ein junger Student stets mit dem Hausschlüssel zum Frühschoppen geht — —"

„Das ist ja eben das Tolle. Hör' mir nur zu, Alex, daran lag's ja gar nicht. Ich war trotzdem noch immer nicht der Dümmste von meinen Kollegen. Da wollte es aber mein persönliches Pech, daß die liebliche Jungfrau, Fräulein Adele Dirrlapp, die älteste Tochter des Professors Dirrlapp, eines von ihren holden Augen auf mich warf. Sie ist etwa noch einmal so alt wie ich und von einer wahrhaft linearen Gestalt. Die Sache wurde verhängnißvoll und die Kommilitonen fingen an, mich damit zu hänseln. Eines Tages packte mich denn der Unmuth und ich sagte in der Kneipe von ihr: „Mein Gott, das Kind hat ja noch nicht einmal alle Zähne!"

(Fortsetzung folgt.)

Studenten-Rothwälsch.

Skizze von Fritz Fernau.

Schon in einem alten Lustspiele des Herrn von Putlitz, „Badekuren" betitelt, kommt eine Mutter vor, die entsetzt ist über ihren nach längerer Abwesenheit von der Universität zurückkehrenden Sohn. Als verzogenes Muttersöhnchen ist er fortgegangen und als ein ihrer Ansicht nach gänzlich verwilderter Mensch zurückgekommen, der anders redet, als gewöhnlich gebildete Leute, den ganzen Tag Lieder singt, entsetzlich viel Bier trinkt, lange Pfeifen raucht und die Spuren zahlreicher „Duelle" mit sich umherträgt.

Derartige Mütter und solche Söhne giebt es auch heute noch in großer Anzahl und die letzteren sind jedenfalls in der Regel ebenso wenig verdorben, wie es der Kollege aus dem Putlitz'schen Lustspiel ist, bei dessen Hymnus auf das Studentenleben noch Jedem, der einmal „studirens halber" auf einer deutschen Hochschule geweilt hat, das Herz aufgeht.

Ein wunderbares Deutsch ist es allerdings zuweilen, was man in rechten, ungenirten Studentenkreisen hört und man kann schon begreifen, wie eine Mutter einigermaßen entsetzt sein kann, wenn sich der Herr Studiosus zu Hause in solchen Lauten vernehmen läßt. Doch es ist nicht nur bei den Studenten so; jeder mehr oder weniger abgeschlossene Stand, wie Künstler, Offiziere, wird in seinem engeren Verkehr einen „Jargon" aus-

bilden, der anderen Sterblichen meistens nur schwer verständlich sein wird. Die Studentenschaft aber bildet zweifellos einen der abgeschlossensten Kreise der Gesellschaft, dem man in den letzten Jahrzehnten manches von den alten Privilegien, wie die eigene Gerichtsbarkeit, genommen oder stark beschnitten hat. Die starken Gegensätze, die wieder innerhalb der Studentenschaft selbst herrschen, können nur zur Ausbildung einer solchen Sondersprache, eines solchen „Rothwälsch" beitragen und deshalb finden wir dasselbe hier auch mehr entwickelt als in irgend einem anderen Stande, man müßte denn die ehrsame Zunft der Gauner ausnehmen. Daß dabei nicht alles gerade geeignet ist zur Besprechung, wird man begreiflich finden; wir wollen dem Leser auch nur, ohne den Gegenstand annähernd zu erschöpfen, einen Einblick gewähren in das „Studenten-Rothwälsch", indem wir den „Mulus" auf die Universität begleiten und mit dem „bemoosten Burschen" wieder abziehen.

Mulus heißt Maulesel und in Folge der Zwitternatur dieses Thieres hat man dessen Namen auf den angehenden Studenten übertragen; wie der Maulesel weder Esel noch Pferd ist, so ist der „Mulus" weder „Penäler," um dieses Wort aus dem Schülerjargon zu gebrauchen, noch Student, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Es geht eine ganz wunderbare Metamorphose mit ihm vor, an der der alte Ovid seine Freude haben würde: aus dem „Mulus" wird ein „Fuchs."

Wie der junge Student gerade zu diesem Namen kommt, das ist meines Wissens nicht aufgeklärt. Mit dem Meister Reineke, dieser personifizirten Schlauheit und List, kann die Bezeichnung ursprünglich kaum etwas zu thun haben trotz des Fuchsschwanzes, den der „Fuchsmajor" als Zeichen seiner Würde auf der Mütze trägt. Denn der „Fuchs" ist in den Augen des alten „Burschen" nichts weniger als schlau, sondern es geht ihm eigentlich alles ab, was ihn berechtigt, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Höchstens die bekannte „Ueppigkeit" hat der „Fuchs" mit seinem Namensvetter aus dem Thierreich gemein.

Der „Fuchs" ist also von der Alma mater als akademischer Bürger aufgenommen. Mit Hilfe eines „Wichsiers," auch „Stiefelfuchs" genannt — ein Institut, das sich allerdings nur auf kleineren Universitäten findet — hat er eine „Bude" bei einem braven „Philister" oder einer „Phileuse" gefunden und beginnt, soweit sein Fuchsenverstand es erlaubt, sich häuslich einzurichten. Die größte Frage, die jetzt an ihn herantritt, die häufig zwar auch schon vorher entschieden ist, ist — nicht, welche „Kollegien" er hören soll — sondern ob er „aktiv werden," „einspringen" oder ein „Wilder, — auch „Kameel" genannt, bleiben soll. Wir haben da schon wieder eine — nicht gerade schöne — Bezeichnung aus dem Thierreiche, das in der studentischen Terminologie überhaupt eine auffallende Rolle spielt.

Am besten ist der „Fuchs" daran, wenn er sich über die erwähnte Frage schon bei seiner Ankunft auf der Hochschule schlüssig ist, auch weiß, in welcher Korporation er „einspringen" soll, ob „Korps," „Burschenschaft," „Landsmannschaft" oder „Verbindung," deren es wieder verschiedene Arten giebt. Im anderen Falle wird er mächtig „gekeilt", d. h. wo nur eine Korporation, der es um möglichst viele neue Füchse zu thun ist, einen Anhaltspunkt finden kann und wäre es der kleinste, mit ihm in Beziehung zu treten, da geschieht es zu dem Zwecke, ihn zu gewinnen. Ja, dieses „Keilen" wird oft auch ohne jeden Anhaltspunkt in's Werk gesetzt und manche alte Studenten wissen darin eine wunderbare Fähigkeit und Ausdauer zu entwickeln.

Der „Keilfuchs" wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, bis der Zweck erreicht und er „aktiv" geworden ist. Dann ist es mit der Höflichkeit zu Ende und die Erziehung beginnt, die hauptsächlich den Zweck hat, den „Fuchs" zu befähigen, in jeder Lage und in jedem Zustande „Direktion" zu bewahren. Diese Erziehung liegt in erster Linie in den Händen des „Leibburschen", den der „Fuchs" sich selbst wählen kann und dessen „Leibfuchs" er dann ist. Das Verhältniß dieser beiden zu einander hat viel Aehnlichkeit mit dem der altrömischen Patronen und Clienten.

Der „Fuchs" — wir sprechen im Allgemeinen immer nur von dem „aktiv" gewordenen oder wenigstens einer sogenannten „Blase", einer nicht bei dem Senat angemeldeten Verbindung angehörenden Studenten — hat nun vor allen Dingen den „Comment" zu studiren, das Gesetzbuch des studentischen Lebens und, falls er Mitglied einer „schlagenden" Korporation ist, nicht minder eifrig „Paukstunde" zu nehmen. Auch das Studium der studentischen „Zirkel", der Verbindungszeichen, nimmt ihn in Anspruch. Der Kollegbesuch leidet natürlich darunter meistens bedenklich; indessen es schadet auch nichts, wenn der junge civis academicus nach den Anstrengungen der letzten Penaljahre ein oder zwei Semester „bummelt". Will er allerdings, wie es für manche Zwecke erforderlich ist, „Hefte" aufzuweisen haben, dann ist ihm sehr zu empfehlen, ein paar Kollegs mit nicht allzu großen Unterbrechungen zu besuchen, sonst beginnt nachher das schreckliche „Nachreiten" der „Hefte" eines andern.

Gegen Ende des ersten Semesters oder auch erst im zweiten, nachdem aus dem „krassen Fuchs" schon ein „Brandfuchs" oder „Brander" geworden ist, naht dem jungen Bruder Studio der große Tag, an dem er zum ersten Male „losgeht", sei es auf „Bestimmung", sei es in Folge einer „Contrahage" oder „Rempelei". Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um einen „Tusch" herbeizuführen. Eine wirkliche Beleidigung hat nie eine „leichte Mensur", d. h. eine mit „Schlägern", „Rappieren" oder „Speeren" auszufechtende, sondern stets eine „schwere" auf Säbel oder Pistole im Gefolge.

Ist der „Paukant" „angeschirrt", d. h. ist der „Paukwichs", die Fechtausrüstung, angelegt, die „Mensur" begrenzt, vom Unparteiischen „Silentium für einen Gang Schläger" geboten, dann heißt es „auf die Mensur, fertig, los", bis ein „Halt" ertönt und den ersten „Gang" beendigt, worauf der „Schleppfuchs" sich des Paukanten annimmt und besonders seinen rechten Arm stützt und dadurch möglichst vor Ermüdung bewahrt. Eine Mensur kann einen dreifachen Ausgang haben. Entweder es „sitzt" nach einigen „Gängen" ein „Blutiger", der nach dem Urtheil des „Paukarztes" eine Fortsetzung des Kampfes nicht räthlich erscheinen läßt, eine sogenannte „Abfuhr" der Paukant ist „abgestochen" oder „abgeführt" oder es fällt während der kommentmäßigen Zeit kein „Abfuhr", dann haben die Paukanten „ausgepaukt". Außerdem kann die Mensur durch einen „unkommentmäßigen Schmiß", einen „Sauhieb" vorläufig beendigt werden. Der sehnlichste Wunsch des jungen Fuchses ist gewöhnlich, einen tüchtigen „Renommirschmiß" davonzutragen und sollte er auch dabei „abgestochen" werden. Nach beendigter Mensur werden die Paukanten „ausgeschirrt" und, wenn nöthig „geflickt". Selten — und das ist der unangenehmste Fall — kommt es vor, daß die Mensur durch Wächter des Gesetzes, „Polypen", „Schnurren" oder „Pudel" (Pedell) gestört wird und die Paukanten auf Festung wandern müssen.

Neben dem Fechten ist in erster Linie das Kneipen eine berechtigte Eigenthümlichkeit des deutschen Studenten. Aber der Student kneipt anders als andere Leute, er kneipt im allgemeinen nur „kommentmäßig". Wir müssen hier nur unterscheiden, ob wir auf der „offiziellen" Kneipe sind, oder ob wir einfach gemüthlich zusammensitzende und trinkende Studenten vor uns haben. Bei der ersten ist alles geregelt. Wie die Griechen ihren Symposiarchen hatten bei ihren Gelagen, so hat die „Kneipe" deutscher Studenten ihr „Präsidium", das von dem „Senior", dem ersten „Chargirten" der Korporation ausgeübt wird. Der „Präses" eröffnet die Kneipe, bestimmt die zu singenden Lieder, kommandirt etwa zu „reibende" „Salamander", setzt den Beginn der „Fidelitas" fest und hat außerdem Disciplinargewalt über sämmtliche Theilnehmer der Kneipe. Die Strafen, die er verhängen kann, sind im Komment festgesetzt. Die gewöhnlichste ist das „pro poena trinken", wofür das studentische Lexikon die mannigfachsten Ausdrücke hat, wie „in die Kanne steigen", „spinnen", „klettern" und wie sie sonst noch heißen mögen.

Wenn das Trinken der Studenten im Allgemeinen auch eine Lust ist, so kann es doch unangenehm werden, zu einem erheblichen „Quantum" „verdonnert" zu werden. Doch es heißt sich fügen, sonst droht der „B. V.", der „Bierverruf", der den Betroffenen „bierunehrlich" macht und bei Vermeidung der gleichen Strafe jedem „Bierehrlichen" untersagt, mit ihm zusammen zu trinken, bis er sich „herausgepaukt" hat, was durch Vertilgung eines gewissen „Quantums Stoff" — wie das Bier genannt wird — geschieht. Doch diese Bierstrafen sind harmlose Dinge, wie sie auch nur für harmlose Vergehen ausgetheilt werden.

Dem Verbindungsstudenten kann es schlimmer ergehen, er kann „herausgethan" werden, sei es, daß er sich als unbrauchbar

erweist und einfach „abgegeben" wird, sei es, daß er sich etwas hat zu Schulden kommen lassen. Je nach dem Grade des Verschuldens wird er auf bestimmte Zeit oder „in perpetuum", eventuell noch „c. i.", „cum infamia" „dimittirt". Das letztere tritt nur bei wirklich ehrenrührigen Vergehen ein, das andere kann aus den verschiedensten Gründen passiren, z. B. wenn der „Paukant" auf der Mensur „schlecht steht". In jedem Falle ist es für den jungen Studenten bitter, hiervon betroffen zu werden.

In den Bereich des Trinkens gehören noch die „Bierskandale", Bierduelle, wobei sich zwei im Trinken mit einander messen, indem der gesiegt hat, der nach vollständig ausgetrunkenem Quantum ein bestimmtes Wort — auch hierfür giebt es einen bestimmten Ausdruck, doch er ist, wie noch viele andere, zu drastisch, um ihn hier anzuführen — klar und deutlich ausspricht. Je nach der Anzahl der zu leerenden Gläser ist der „Bierjunge" einfach, doppelt, dreifach u. s. w. Für die mehrfachen „Bierjungen" giebt es auch besondere Namen, wie „Doktor", „Papst", die indessen auf verschiedenen Universitäten verschieden sind.

Wenn so der Studio trinkend, fechtend, lernend und „poussirend" — im allgemeinen allerdings spielt die Liebe im Studentenleben keine erhebliche Rolle — in die „höheren Semester" gekommen, ein „bemooster Bursch" geworden ist, muß er daran denken, in's Examen zu „steigen" und nun beginnt erst eigentlich die rechte Zeit der Arbeit, des „Büffelns".

Die Schätze der Weisheit sind auch noch nicht mein,
O selig, o selig, ein Fuchs noch zu sein!

So heißt es in der bekannten studentischen Parodie des Zarenliedes.

Aber ewig kann das Studentenleben nicht dauern und wer schließlich das Examen glücklich bestanden, ist trotz des schweren Abschieds doch herzlich froh. Und wer „gerasselt" ist, nun, der versucht es noch einmal; auch für ihn kommt die Zeit, wo es hinausgeht in's „Philisterium", oft herbeigesehnt und doch, wenn sie da ist, viel zu früh.

Damit sind wir am Ende unserer kleinen Skizze, die, wie gesagt, nicht erschöpfend sein soll, aber doch wohl den Beweis geliefert hat, daß man von einem „Studenten-Rothwälsch" sprechen kann.

Die Furcht vor körperlicher Arbeit.

Viele Menschen führen wohl das Wort im Munde: „ehrliche Arbeit schändet nicht", aber sie handeln nicht nach ihm. Namentlich in den gebildeten und wohlhabenden Kreisen hat man sich nahezu vollständig von jeder körperlichen Arbeit entwöhnt. Man geht ihr selbst da weit aus dem Wege, wo für eine unauffällige körperliche Arbeit die passende Gelegenheit geboten ist. Und doch wissen die meisten dieser Verächter körperlicher Arbeit, daß durch die einseitige geistige Beschäftigung, durch das ständige Drücken des Bureau- und Kontorstuhls oder auch durch den bequemen Sitz im Fauteuil des Empfangszimmers die Gesundheit Schaden leidet. Erst wenn der Arzt mit Nachdruck darauf drängt, wird der vernachlässigte Körper in die Zucht der niederen Arbeit genommen. Erst dann wird dieselbe bei vielen Leuten „gesellschaftsfähig", wenn sie dazu dienen soll, einen kranken Leib wieder gesund zu machen. So sehen wir denn den modernen Menschen, oder vielmehr den Angehörigen der sogenannten „oberen Zehntausend" in vornehmen Badeorten, wo jeder Athemzug mit Geld aufgewogen werden muß, sich willig schwerer körperlicher Arbeit unterziehen. Wer sonst für den kleinsten Weg Pferdebahn oder Wagen benutzt, klettert dort mühsam die Berge hinan, wälzt ächzend schwere Steine den Hügel hinauf und hantirt selbst mit Säge und Beil, wenn es ärztlich verlangt wird.

Diese unfreiwilligen Freunde körperlicher Arbeit sind jedoch meistens zu nachlässig oder zu vorurtheilsvoll, um derartige Arbeit auch außerhalb der Bade- und Sommerfrischenzeit zu üben und dadurch manchen körperlichen Gebrechen vorzubeugen. Es mag ja namentlich für den Großstädter schwer sein, seinen etwa vorhandenen Thatendrang in dieser Richtung zu befriedigen, aber auch das großstädtische Leben bietet Gelegenheit, zu bethätigen, daß Gott den Menschen Arme und Beine gegeben hat, um sie zu gebrauchen und nicht, um sie verkümmern zu lassen. Es ist allerdings dem Großstädter nicht möglich, mit Spaten und Hacke seinen Kohl selber zu bauen und mit Säge und Beil das Holz für die Familienküche selbst zu zerkleinern. Doch er kann sich zahlreichen anderen körperlichen Anstrengungen unterwerfen. Zunächst kann er sich wieder an ein ordentliches Gehen, an den Gebrauch der Beine gewöhnen. Bei vielen Großstädtern ist das sehr nothwendig. Wie schon gesagt, vermögen sie sich oft kaum ohne Hilfe der Pferdebahn oder eines anderen Gefährts kleine Strecken fortzubewegen. Sie sind ein Opfer ihrer Bequemlichkeit und der Gewohnheit. Selbst wenn sie einen Ausflug machen, fahren sie mit der Bahn oder mit Wagen am liebsten bis an den Bestimmungsort und dort bleiben sie kleben, bis Eisenbahn und Pferdebahn sie wieder bis vor die heimische Hausthür führen. Diese Ausflügler erinnern sich wohl aus der Schulzeit an Seumes „Spaziergang nach Syrakus," sie lesen ihn auch wohl noch, aber sie besitzen nicht den leisesten Ehrgeiz, diesem wackeren Manne und unermüdlichen Wanderer auch nur in dem bescheidensten Maße nachzuahmen. Wenigstens einmal im Jahre sollte namentlich der Großstädter eine tüchtige Fußwanderung unternehmen. Aber wie viele Menschen findet man in der Reisezeit im Bahnwagen und wie wenige auf der Landstraße! Eine geringe Besserung ist jetzt durch das Radfahren herbeigeführt. Es gewöhnt den Städter wieder an einen kräftigen Gebrauch der Glieder. Allerdings hat dieser Sport seine Schattenseiten, wie jeder Sport. Es sollte überall jeder Sport, der Bewegung und Muskelanstrengung erfordert, mit Verständniß gefördert werden. Es ist daher erfreulich, daß die bekannten englischen Bewegungsspiele sich in Deutschland mehr und mehr einbürgern.

Das Ideal für die körperliche Anstrengung muß natürlich die **Leistung nutzbringender Arbeit** sein. Wer körperliche Beschäftigung nicht regelmäßig ausübt, der soll bei passender Gelegenheit nicht zögern, einmal frisch zuzugreifen. Vor allem soll man sich nicht durch thörichte Vorurtheile abhalten lassen. Es ist ebenso fein, einmal mit Grabscheit und Hacke im Schweiße seines Angesichts im Garten zu arbeiten, als sich mit dem Abbrechen der Blumen zu begnügen. Auch zarte Damenhände werden nicht dadurch geschändet, wenn sie einmal ernstere Arbeiten im Garten verrichten, als Erdbeeren und Zuckerschoten pflücken. Wer heute in „guter" großstädtischer Gesellschaft sagt, daß er die gröbsten und feinsten Arbeiten im Garten selbst verrichtet, der läuft Gefahr, als Böotier oder als Original angesehen zu werden. Man hat sich eben daran gewöhnt, daß jede derbe Handarbeit unfein ist; erst wenn der Arzt sie dem vernachlässigten Körper verordnet, wird sie, wie gesagt, in den fashionabelsten Badeorten gesellschaftsfähig.

Es würde nicht nur besser um die Gesundheit, sondern auch um die sozialen Verhältnisse der Menschen bestellt sein, wenn die ehrliche körperliche Arbeit sich größerer Hochachtung erfreute. „Ehre jeder Hand voll Schwielen — Ehre jedem Tropfen Schweiß — der in Hütten fällt und Mühlen!" singt der Dichter. Doch wer macht heute ein Poetenwort zur Lebensregel? — Ganz gewiß muß es das Bestreben aller Verständigen sein, der körperlichen Beschäftigung, der Arbeit der Hand die ihr zukommende Achtung wieder zu geben. Unter den Inkakönigen Peru's soll ein Gesetz bestanden haben, nach dem Kinder vom fünften Lebensjahre an zu irgend einer körperlichen Beschäftigung angehalten wurden. Derartige Gesetze widerstreiten den heutigen Anschauungen. Aber sie können durch Bestrebungen ersetzt werden, die dasselbe Ziel wie jene alte Gesetzgebung im Auge haben. Die Turnstunden in unseren Schulen, die Förderung der Bewegungsspiele, vor allem aber auch die Ausbreitung des Handfertigkeitsunterrichts für Knaben sind sehr wohl geeignet, der heranwachsenden Jugend jene Furcht vor körperlicher Anstrengung

fern zu halten, welche bei den Gebildeten des älteren Geschlechts der Gegenwart so häufig zu finden ist.

Allerdings muß im übrigen eine verständige Erziehung hinzukommen. Vor allem soll man der ehrlichen körperlichen Arbeit geben, was ihr gehört: Achtung. Hütet man sich, bei der Jugend den Glauben zu erwecken, daß körperliche Beschäftigung unfein sei und herabwürdige, so hat man die erste Vorbedingung erfüllt, um dieselbe wieder zu Ehren zu bringen. In einem dem französischen Nationalkonvent vorgelegten Gesetzentwurf war bestimmt, daß vom zehnten Jahre ab bei der Jugend die geistige Arbeit mit der körperlichen, und zwar mit landwirthschaftlichen Uebungen, zu verbinden sei.

Wie wohlthuend ein Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Arbeit ist, kann jeder leicht erfahren. Bei der Jugend sollte in allen gesellschaftlichen Kreisen dieser Wechsel noch weit mehr als bisher durchgeführt werden. Wo die Schule dazu nicht in der Lage ist, muß die häusliche Erziehung denselben ermöglichen.

S. C.

Zufall?

Reiseerlebniß von Gustav Müller-Mann. (Nachdruck verboten.)

In dem hochgelegenen Kurort inmitten der Insel Bornholm war der erste vorzeitige Sommergast eingetroffen. Zu Schiff in herrlicher mondumglänzter Fahrt von Kopenhagen in der Hauptstadt Rönne angelangt, hatte er dann das Uebrige des Weges in glühender Junisonne zu Fuß zurückgelegt. So sah er bei seiner Ankunft nicht gerade salonfähig aus, bestäubt, gebräunt. Und doch mußte Jeder sofort sehen, wen er vor sich habe. Die stolze, straffe Haltung, der keck aufgezwirbelte Schnurrbart, die gute aber einfache Reisekleidung verriethen den wohlhabenden Akademiker auf Reisen.

Nachdem er sich von den Mühen des Weges bei Speise und Trank erholt, miethete er ein Zimmer auf mehrere Tage und stellte sich gleichzeitig dem Wirth als Quartiermacher einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft vor, die für die nächsten Tage im gleichen Hotel zur Feier ihres 50jährigen Bestehens angesagt war. In's Fremdenbuch trug er nur den Namen „Walther Krieger" ohne jeden weiteren Zusatz ein. Noch am selben Abend wurde er mit dem Wirth näher bekannt, dieser war Däne, aber seine Frau eine geborene Deutsche, und das erleichterte ihnen die Unterhaltung wesentlich, umsomehr, da der Besitzer des Hotels nur ganz mangelhaft deutsch sprach und seine Frau ihm Alles verdolmetschen mußte. Die nächsten Tage vergingen in mannigfachen Zurüstungen und Vorbereitungen für die bald erwartete große Gesellschaft. Da galt es die Tischordnung zu bestimmen und dabei allen Anforderungen, die Rang, Titel und persönliche Verhältnisse erforderten, gerecht zu werden, dann ward das Menu festgesetzt, man stritt über die Speisereihenfolge, die Weine, Cigarren Cognacs und Aquavits mußten geprobt, Dies und jenes überlegt und berathen werden. Unbedingt nöthig war es aber auch, daß Walther die prächtige Umgebung kennen lernte, um dieselbe in allen ihren Sehenswürdigkeiten seinen nachfolgenden Genossen genügend zeigen und erläutern zu können.

So wanderte er denn täglich aus. Die höchsten Punkte der Insel erklomm er im Schweiße seines Angesichts, suchte und fand einen geeigneten Platz zur Abhaltung der üblichen Gesellschaftsspiele und zum Abbrennen des nun einmal unerläßlich gewordenen mitgebrachten Feuerwerks. In „Ekkodalen" wurde das Echo erprobt, und ebenso die besten interessantesten Stellen der Insel für die drei mitkommenden Geologen ausgesucht: „Silur, Syenit, Kaolin, Orthocerenkalk, bituminöse Thonschiefer und Sphärosiderit" schwirrten nur so in seinem Hirn, denn offenkundiges Verbrechen gegen die Geologie wäre es doch gewesen, nicht genügend über die Gesteinsarten unterrichtet zu sein. Auch viele Damen hatten ihr Erscheinen zugesagt, Gattinnen und Töchter, jung und alt, unter diesen seine angebetete Wally. Würde er nun endlich hier auf fremder Erde Gelegenheit finden, sich ihr zu nähern und ihr zu sagen, was sie ihm sei? Würde er überhaupt noch eine kleine Aufmerksamkeit ausfindig machen, womit er die ganze Damenwelt, und in Besonderem Wally, angenehm überraschen könnte?

So kam er am dritten Tage seines Aufenthalts gegen Abend ganz unvermuthet an einen großen Waldsee. Er hatte im tiefen Forst ein Stündchen geruht, dann die Richtung verfehlt und sich dabei gänzlich verirrt. Trotzdem er nach dem langen, theils unfreiwilligen Spaziergang, gewaltigen Hunger verspürte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, auch hier noch ein wenig am Wasser zu rasten. Der Mond schien so klar auf diesen nebelumwallten See, das Schilf rauschte geheimnißvoll, vor sich sah er weiße Seerosen schimmern, in weiterem Dunkel rauchende Dämpfe aufsteigen, ganz nahe schlug in den Zweigen eine Nachtigall zu ihm hernieder, und die nicht allzu fernen erleuchteten Fenster seines Hotels gaben ihm zu seiner Freude die später zu befolgende Richtung an. Flugs hinab also in den Kahn, der nur mit einem Seil leicht angebunden. Ihn überkommt eine ganz eigenartige Stimmung inmitten dieser schwermüthigen Umgebung, und als er einige Ruderschläge im glitzernden Wasser gethan, beginnt er mit Singen. Nun ertönen in einem ihm völlig fremden Lande seine deutschen Lieder, Studentenweisen, Trink- und Liebeslieder. Oben in seinem Hotel sieht er Lichter auf- und abgehen, einige Pfiffe ertönen zu ihm herüber. Will man ihn warnen oder zu neuem Sang anspornen, den das Echo mehrfach wiedergiebt? Für heute ist es jedoch Zeit zum Aufbruch geworden, mit schwerem Herzen trennt sich Walther vom See, er kann ja morgen wiederkommen und am Tage nochmals schöne Stunden auf ihm verleben, denn die Gesellschaft wird erst für den nächsten Abend erwartet. Nicht ohne Mühe erklimmt er den Weg zu seinem Heim, die Entfernung hat ihn doch getäuscht. Die beiden Hunde schlagen an und kommen schweifwedelnd auf ihn zugesprungen, dicht gefolgt von der Wirthin, die ihm zuruft: „Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind, haben Sie unsere Warnung glücklich vernommen?"

„Was denn Warnung", versetzt er etwas enttäuscht, „ich bildete mir schon ein, Sie hätten meinem Sang gelauscht?"

Die junge üppige Frau berührt leicht seinen Arm und flüstert leise: „Wohl habe ich Ihnen zugehört und auch einige eben angekommene Gäste, und was Sie mir für eine Freude bereitet haben, kann ich Ihnen gar nicht sagen, denn lange hörte ich hier keine deutschen Lieder mehr, aber die Angst um Sie, Verehrtester, die wir ausgestanden haben, müssen Sie auch in Betracht ziehen."

„Warum nun wieder Angst", fragte er und ihr entgeht nicht, daß er die Stirne runzelt, „man ist doch kein Kind mehr."

Sie bleibt dicht an seiner Seite, und so nähern sie sich dem Hotel.

„Hat Ihnen denn mein Mann nicht gesagt, daß der See — —"

„Ihr Mann hat mir noch gar nichts gesagt, liebe Frau Laßen, was ich ihm allerdings auch bei seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht verübeln kann. Sie verzeihen, wenn ich unhöflich erscheine, diese Erzählung müssen Sie mir noch heute Abend liefern, aber pardon, erst, nachdem ich etwas zu mir genommen habe, denn ich verspüre kannibalischen Hunger. Vielleicht schlage ich bei Ihrem Bericht eine kleine Novelle für unsere Zeitung raus dann komme ich noch auf meine Reisekosten."

„Aber, Herr Krieger, spotten Sie nicht, nun, Sie werden ja hören," ruft sie ihm zu und verschwindet, indem sie ihm den Kellner mit der Speisekarte zuschickt. —

Sein Mahl ist beendet, Walther befindet sich in froher Stimmung, hat sich soeben eine Cigarre angezündet, noch eine Flasche bestellt und fragt nach der Wirthin. Sie erscheint mit dem Strickstrumpf und seine Einladung befolgend, nimmt sie am selben Tische Platz. Zu Beiden gesellt sich gleich darauf der schweigende Wirth.

„Na, nun Landsmännin, schießen Sie mal los, wie viel Todte giebt's denn bei der ganzen Legende?"

Eine Weile strickt sie ruhig weiter, als ob sie nichts gehört, dann erhebt sie den blonden Krauskopf und ihn scharf, schimmernden Blickes ansehend, sagt sie ruhig: „Erst hören und dann urtheilen."

„Wenn Sie das nächste Jahr wiederkehren sollten, was wir wünschen, wird das Boot am See auch verschwunden sein. Sie

haben keine Ahnung, was dieser unglückselige See uns schon geschadet hat, und was für Unheil er anrichtete. Wir sitzen nun eine Reihe von Jahren hier oben und haben fast in jedem Sommer unter unseren Fremden Todte zu betrauern gehabt, die der See zum Opfer forderte: daß dieses unserem Kurort nicht förderlich, werden Sie einsehen. Erinnerst Du Dich, Schatz, wendet sie sich an ihren Mann, um nur ein Beispiel anzuführen, des Ehepaares im vorletzten Sommer? Ein glückliches reizendes Paar, sie hatten ihre Hochzeitsreise hierher gemacht, bestiegen den Kahn, wollten durchaus Seerosen pflücken und kamen nicht wieder. Erst nach zwei Tagen fand man sie als Leichen mitten zwischen den Schlinggewächsen. Und dann der junge Student aus Kiel mit seiner Professorentochter. — So sind in jedem Jahre blühende Leben dem See zum Opfer gefallen. Mögen welche darunter gewesen sein, die den Tod gesucht haben, Thatsache ist, daß unser See der heimtückischste ist, den es giebt, also lieber Herr Doktor, sehen Sie sich vor, thun Sie mir den einzigen Gefallen und meiden Sie das Wasser. Und wenn es noch so ruhig erscheint, schon nach kurzer Zeit können Sie oft nicht mehr landen."

Nachdenklich hatte Walter zugehört.

„Also wieder solch' albernes Weibermärchen, gerade wie bei uns in Deutschland. Das will man mir aufbinden? Was sagen Sie nun, wenn ich morgen den See nochmals befahre und meinen ankommenden Damen Seerosen pflücken werde?" erwidert er und blickt sie, sich den Bart streichend, herausfordernd an.

„Das werden Sie nicht thun, Herr Doktor, hoffen wir es; wir können Sie nicht davon abhalten, jedenfalls gewarnt haben wir Sie. Doch es ist schon spät geworden, entschuldigen Sie mich, wenn ich zur Ruhe gehe, aber morgen erwartet mich ein schwerer Tag, wir wollen ja Alles aufbieten, um Ihrer Gesellschaft den Aufenthalt bei uns so angenehm als möglich zu machen.

Sie reichen sich die Hände in festem Druck, Walther bleibt zurück und raucht schweigend weiter. Bald steht auch er auf, ihn fröstelt, als letzter Gast geht er zur Ruhe. Eine unruhige Nacht, wüste Träume foltern ihn. Er sieht sich auf dem See im schwankende Nachen, eine Wassernixe mit den Gesichtszügen seiner Wirthin umfaßt ihn und will ihn in's Wasser hinabziehen mit so verheißungsvollem Blick, über sich seine Wally, die Hand zum Himmel erhebend, dann Seerosen in großer Anzahl, die erwartete Gesellschaft um ihn — endlich erweckt ihn der erste Hahnenschrei aus seinem Schlaf. Sein Kopf ist ihm so wirr, und allmählich fallen ihm erst die Träume wieder ein. Mit einem Satz ist er von seinem Lager empor, die Luft im Zimmer ist so schwül, kaum auszuhalten.

Unten, nachdem er hastig sein Frühstück eingenommen, trifft er auf den Wirth und giebt ihm zu verstehen, daß er eine weitere Tour vor habe. Dieser bittet ihn, eine Flagge für die ankommenden Gäste als Wahrzeichen auf dem höchsten Punkte der Insel aufzuhissen, und Walther willigt gern ein, ihm diese Gefälligkeit zu erweisen. Dann bricht er auf, schlägt links den Waldweg ein, weiter über den glitzernden Bach am Waldhäuschen vorbei den steilen Berg hinan. Er findet den steinernen Aussichtsthurm, zieht die Flagge auf und befestigt am Eingang zum Thurm weit sichtbar auf einem Papierstreifen unter seinem Namen das Wort „Farvell", als Merkmal, daß er dagewesen und sie willkommen heiße. Er hat dies Wort erst gestern gehört, als sich zwei Dänen trennten und vermuthet „Glückliche Reise" darunter, daß es „Lebe wohl" bedeutet, davon hat er keine Ahnung. — Lustig flattert die Fahne im Winde, froh über das gelungene Werk schreitet er weiter und ohne es zu wissen, schlägt er die Richtung zum See ein. Unterwegs begegnet ihm ein altes Weib mit einer Bürde Holz, die es wahrscheinlich gestohlen und kreuzt seinen Weg. Wenn er abergläubisch wäre, würde er eine solche Begegnung für ein ungünstiges Omen ansehen, aber so ist dies ja glücklicherweise bei ihm nicht der Fall. Weiter gehts durch Wiesen, über Moorgräben, wo man Torf gestochen, dann kommt etwas Sumpf, dicht vor ihm ringelt sich eine Schlange empor, der er noch gerade entweichen kann. Am Ufer angelangt sieht er das Boot mitten auf dem See treiben. Mein Gott, hat sich denn heute Alles gegen ihn verschworen Nun gerade, ob es biegt oder bricht, durch Ausdauer und Muth will er alle Hindernisse überwinden. Auf schwellendem Moos am Uferrande läßt er sich nieder und packt sein mitgenommenes Frühstück aus: Wurst, Brod, Salz und Aquavit und labt sich, bis ein glücklicher Wind das Boot ihm näher zutreibt. Sein Wunsch erfüllt sich, er springt hinein und nun will er doch sehen ob er sein Vorhaben nicht ausführen kann. Der eine Ruderpflock ist bereits etwas abgenutzt, er sieht es und nimmt einige Reservehölzer mit, so kann ihm schwerlich etwas passiren; das Wasser aus dem Kahn entfernt er mit einer alten darin vorgefundenen Blechbüchse und leck wird er ja wohl nicht sein! Seine Taschenuhr zeigt die Mittagsstunde, allzuviel hat er nicht mehr zu verlieren, wenn er rechtzeitig mit den Rosen die Abendtafel schmücken und seinen Gästen, die vom Aussichtsthurm her kommen müssen, entgegengehen will. Einige kräftige Ruderschläge bringen ihn bald mitten in den See hinein, dann lenkt er ab und steuert auf die rechte Seite zu wo die meisten Seerosen winken. Bald sitzt er mitten unter ihnen und pflückt nach Herzenslust lauter halberschlossene Rosen oder Knospen. Er ist so in sein Thun vertieft, daß er ein aufziehendes Gewitter nicht bemerkt, erst ein ferner Donner schreckt ihn auf. Der Himmel ist schon ganz umzogen, es wird höchste Zeit, daß er an's Land geht, um dem unvermeidlichen Sturm und Regen zu entrinnen; der See geht hoch. Seine Abfahrtsstelle ist fern, ganz nahe ist er jedoch der anderen Seite des Landes, wo er gestern erst einen einheimischen Schiffer anlegen sah. Das Wetter wird ernster, der Donner hallt näher, Blitz folgt auf Blitz. Walther beschließt also, gleich in der Nähe zu landen. Froh, noch heil dem Unwetter zu entgehen, rudert er auf's Land zu, sammelt die am Boden liegenden Rosen und zählt sie. Lächerlich, gerade eine weniger, als Damen angemeldet sind, diese eine muß er also unbedingt noch holen, denn er darf sich doch keine Feindin machen! Gerade gegenüber von ihm in einer langen Bucht, ganz nah winkt noch ein ganz besonders schönes Exemplar, dieses soll seine Wally haben! Er eilt die Rose zu brechen, einige Ruderschläge bringen ihn heran, die Beute ist sein. Nun aber an's Land, nur noch eine kurze Strecke trennt ihn. Da sieht man wieder, was solch' ein altes Weibergeschwätz werth ist, wie werden die Leute schauen, wenn er mit seinen Rosen unversehrt heimkehrt; nichts als Aberglaube auf der Welt, wozu führt das.

Der Kahn stößt an's Ufer, Regen stößt hernieder, bis auf die Haut ist Walther durchnäßt. Die Blumen in der Linken in der Rechten die Kette, springt er aus dem schwankenden Kahne an's Land. Sich umwendend will er den Nachen befestigen und bückt sich dabei, da giebt der Uferrand plötzlich nach, und Walther stürzt tief hinab in's Wasser mitten zwischen die Wasserpflanzen während sich sein Fuß in die lange, schwere Kette verwickelt Er will sich am Land festhalten, aber das bröckelt ab, ihn ohne Stütze lassend, murrender Donner, grollender See, prasselnder Regen übertönt seine Rufe um Hilfe. Die Schlinggewächse haben ihn so fest umschlungen und reißen ihn immer tiefer hinab.

* * *

Das Gewitter hat ausgetobt, die Wolkenmassen sind verschwunden, der Himmel strahlt wieder in reinstem Blau, und die Sonne lacht hernieder auf den ruhig liegenden See. Oben am Aussichtsthurm sieht man eine bunte Menschenmenge, die erwartete Gesellschaft ist angelangt und hat auch Walther's hinterlassenes Zeichen entdeckt. Frohe Stimmen tönen hernieder, hundertfach Echos weckend.

Bald darauf wird's auch im Hotel belebt, die Gäste halten nach und nach ihren Einzug, die Wirthe haben alle Hände voll zu thun. Da fragt der Vorstand nach Walther Krieger. Erst jetzt wird der Wirth zu seinem Schrecken gewahr, daß er denselben seit dem Morgen nicht zu Gesicht bekommen. Ueberall wird nun gesucht, auch auf seinem Zimmer, man ruft ihn, Alles vergeblich, Niemand hat ihn gesehen. Unwillkürlich zerstreut man sich, um nach seinem Verbleib zu forschen, man kommt endlich auch zum See. Hier findet sich der Nachen umgestürzt, und ein Schauer durchrieselt die Anwesenden, denn ganz nahe am Ufer treibt Walther's entseelter Körper, in der Hand noch krampfhaft die gepflückten Seerosen haltend.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Eisner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.